

Soziologie und ihre Forschungsgestalt

Hans-Peter Müller

Wie man Soziologie betreiben soll, wird wohl immer kontrovers bleiben. Sicher – das Ziel ist stets die Einheit der Wissenschaften, auch um dem Fach die Anerkennung als professionelle Fachdisziplin zu sichern. Die Realität indes sieht anders aus: Nicht Einheit, sondern Vielfalt an Themen, Problemen, Theorien, Methoden und Analysen zeichnen diese Wissenschaft aus. Die Einheit, so die paradox anmutende These, gibt es nur in der Vielfalt. Aber diese Vielfalt beinhaltet nicht etwa Harmonie, sondern verheißt ewigen Streit. Die »Soziologie ist ein Kampfsport« (Bourdieu 2009). Die Konflikte drehen sich um die Ausrichtung der Soziologie. Sollte sie eher dem naturwissenschaftlichen Modell folgen, also »zählen« bzw. sich als »Stoffhuber« (Weber 1973: 214) betätigen oder sollte sie eher dem geisteswissenschaftlichen Modell folgen, also »erzählen« bzw. sich als »Sinnhuber« (ebd.) betätigen, wie der Gegensatz im letzten Heft der SOZIOLOGIE (vgl. Mau, Villa 2018; Grunow 2018; Nassehi 2018) aufgemacht wurde? Die Soziologie, wie sie in der Praxis betrieben wird, scheint eher einem »Dritten« (Georg Simmel) bzw. einer dritten Kultur zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu folgen, eben einer Kultur der Sozialwissenschaften (Müller 2007: 55).

Im Folgenden soll diese Position zum einen durch einen Rückblick (»damals«) auf die institutionellen Anfänge der Soziologie vor allem anhand von Max Weber und Georg Simmel gezeigt werden; zum anderen wird die gegenwärtige Lage der Soziologie (»heute«) charakterisiert und ein Vorschlag unterbreitet, wie sich die Soziologie in Zukunft vielleicht noch erfolgreicher entwickeln kann.

Damals – der Rückblick auf die Anfänge der akademischen Soziologie

Einheit versus Vielfalt, Harmonie versus Streit – das war von Anfang an so. Man erinnere sich nur an die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Es war eine Vereinigung von berühmten Männern, die aus verschiedenen Fachrichtungen wie der Philosophie, der Rechts- und Wirtschaftswissenschaft ein Fach institutionell etablieren wollten, das die »Gesellschaftswissenschaften« gegenüber den eingeführten »Staatswissenschaften« salonfähig machen sollte. Einige dieser Figuren aus der damaligen Zeit gelten heute als Klassiker der Soziologie: Georg Simmel, Max Weber und Ferdinand Tönnies. Aber schon damals war umstritten, was diese Assoziation als Institution auszeichnen und welche Art von Soziologie dort eine Heimstatt finden sollte.

Max Weber etwa, der sich als Schatzmeister dem Vorstand der Vereinigung anschloss, forderte methodisch ein rigoroses Programm der »Werturteilsfreiheit«, um der normativen institutionellen Ökonomie und dem »Kathedersozialismus« eines Gustav Schmoller und eines Adolph Wagner einen Riegel vorzuschieben. Inhaltlich sollte es um zentrale Themen und Probleme der modernen Gesellschaft gehen, vor allem um den Kapitalismus und seine Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, ein Programm, das er dann der von Edgar Jaffé, Werner Sombart und ihm betriebenen Zeitschrift »Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik« ins Stammbuch schreiben sollte. Forschungsprogrammatisch hoffte Weber, die DGS zu einer Stätte organisierter Forschung ausbauen zu können, gleichsam einer »Deutschen Forschungsgemeinschaft« *avant la lettre*. Das Vorbild gab der »Verein für Socialpolitik« mit seinen Enqueten. (Lepsius 2016: 84) So schlug er gleich auf dem ersten Soziologentag in Frankfurt 1910 größere empirische Studien vor, die zu einer *Soziologie des Zeitungswesens* (Weber 1924: 434) und zur *Soziologie des Vereinswesens* (ebd.: 442) führen sollten. Gerade die Enquete über die Medien sollte die Selektionsprinzipien der Publizität (Was wird von wem, wann, wie und warum berichtet?) aufdecken, die Machtverhältnisse und den Kapitalbedarf der Presse offenlegen, die Gefahren »einer Vertrustung des Zeitungswesens« (ebd.: 434) diskutieren und »nach dem Schicksal und der Situation des Journalistenstandes fragen« (ebd.: 439). Schließlich hätte diese Enquete wie auch jene über das Vereinswesen am Ende die typisch Webersche Frage stellen müssen:

»Was trägt sie zur Prägung des modernen Menschen bei? [...] Wie werden die objektiven überindividuellen Kulturgüter beeinflusst, was wird an ihnen verschoben, was wird an Massenglauben, an Massenhoffnungen vernichtet und neu geschaffen, an »Lebensgefühlen« [...], an möglicher Stellungnahme für immer vernichtet und neu geschaffen?« (ebd.: 441).

Enqueten dieser Art waren Weber so wichtig, weil ihm schon klar war, dass die Medien das Bewusstsein einer Gesellschaft durch ihre Informations- und Berichterstattung entscheidend beeinflussen. Die Selbstbeschreibung von Gesellschaften, vor allem die realistische Nüchternheit ihrer Selbstdarstellung, hängt eben ganz entscheidend von der Güte des jeweiligen Mediensystems ab. Eine zu starke monopolistische Vermachtung und die kümmerliche Remuneration des Journalistenstandes nebst ihrer geringen öffentlichen Reputation machen diese Aufgabe – die vorurteilsfreie Information, die sachliche Kommunikation und die intellektuelle Reflexion von Themen und Problemen, die eine Gesellschaft bewegen – nicht gerade einfacher. Und hier sieht Weber Parallelen zu dem neuen Fach Soziologie, das sein Scherflein als »Wirklichkeitswissenschaft« zur Selbstbeschreibung von Gesellschaft durch einschlägige werturteilsfreie Forschung beizutragen hat.

Für Weber sollte die Frage der »Werturteilsfreiheit« zur Nagelprobe werden, ob die Soziologie als »Wirklichkeitswissenschaft« im Rahmen der neu gegründeten Fachinstitution möglich sein sollte. In diesem Punkt war er unerbittlich. Doch schon nach kurzer Zeit glaubte er sich nicht mehr in der Lage zu sehen, die Forderung nach »Werturteilsfreiheit« mit der ihm typischen, rückhaltlosen Rigorosität durchzusetzen. Zugleich waren seine großen Bemühungen um die Presse-Enquete an Finanzierungsproblemen und seinem Rechtsstreit mit der Presse (Weischenberg 2012) gescheitert. So verließ er sang- und klanglos die DGS wieder, zunächst Anfang 1911 den Vorstand und 1914 die Gesellschaft, blieb aber der Vereinigung und ihren Mitgliedern weiterhin freundschaftlich verbunden.

Georg Simmel, der in und mit der »Soziologie« fälschlicherweise gehofft hatte, eine akademische Karriere machen zu können, hatte 1894 in seinem programmatischen Aufsatz »Das Problem der Sociologie« (Simmel 1992a) dem neuen Fach seinen Stempel aufzudrücken versucht, indem er es auf das Studium der Formen des Sozialen verpflichten wollte. Ihm schien sein Paradigma so wichtig, dass er sogleich französisch-, englisch- und italienischsprachige Übersetzungen veranlasste. Zudem hatte er auch schon frühzeitig erwogen, eine »Zeitschrift für Soziologie« ins Leben zu rufen, musste dann aber enttäuscht feststellen, dass ihm unter anderem René Worms in Frank-

reich bereits zuvorgekommen war. Und als es um die Gründung der »Deutschen Gesellschaft für Soziologie« ging, die auf Initiative von Rudolf Goldscheid und ihm in Gang kam, war er mit einem für ihn untypisch enthusiastischen Engagement dabei, mit dem Gründungsaufwurf weitere Mitglieder zu werben. So unternahm er es, den Doyen der Nationalökonomie, Gustav Schmoller, zu gewinnen, in dessen Kolloquium er die Anfänge seiner »Philosophie des Geldes« vorgestellt hatte. Er lockte Schmoller damit, dass er doch auch die Gesellschaft »als den Mutterboden Ihrer eignen Arbeitsfrüchte empfunden« (Simmel 2005: 672) habe. Die beigelegte »Einladung zur Gründung einer deutschen Gesellschaft für Soziologie« betonte denn auch den gemeinsamen Gesichtspunkt, »dass sie alle das gesellschaftliche Leben als solches zu erforschen bestimmt sind.« Das »Endziel« aller Forschungsbemühungen konnte daher auch nur lauten, »das eigenartige Gebilde, das wir Gesellschaft nennen, in seinem Wesen, seinen Formen, seinen Entwicklungen zu erkennen.« (ebd.: 672 f.) Gleichwohl wurde als Fußnote vorsichtshalber einschränkend hinzugefügt: »Aus diesen programmatischen Vorschlägen geht hervor, daß die geplante Gesellschaft jedem Wettbewerb mit den bestehenden volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Vereinigungen absolut fernsteht.« (ebd.: 675) Allein, Schmoller hatte den Braten sofort gerochen. Wie vielen Unternehmungen von Simmel, blieb auch dieser Intervention der Erfolg versagt und Gustav Schmoller hielt sich von der DGS fern.

Der erste deutsche Soziologentag wurde sogleich von der strittigen Frage überschattet, wer denn nun den Kongress eröffnen sollte. Ferdinand Tönnies, als dienstältestes Mitglied des Vorstandes neben Georg Simmel und Werner Sombart, sah sich selbstverständlich in der vornehmen Pflicht als *primus inter pares*, aber auch Simmel wollte die Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, gleich zu Anfang vortragen zu können. Webers salomonischer Kompromiss sah so aus, dass Simmel seinen Vortrag über die »Soziologie der Geselligkeit« in der Abendveranstaltung vor Beginn der eigentlichen Sitzungen halten durfte, während Tönnies die eigentliche Eröffnung des Kongresses zugestanden wurde. Ein Blick in den berühmten Text über »Geselligkeit« könnte sich von heutiger Warte auch lesen lassen als Versuch einer professionellen Standesethik, denn diese Spielform der Gesellschaft ist nicht nur für den privaten Salon geeignet, sondern Takt, Diskretion und Distanz dürfen auch als Ingredienzen gelungener wissenschaftlicher Diskussion gelten. Also eine gewisse Zurückhaltung in der personalen Selbstdarstellung statt das Angeben mit eigenen Verdiensten, der Verkehr auf gleicher Augenhöhe und die Unterdrückung von Privilegien und Titeln – und sei es auch nur das

»Ältestenrecht« unter akademisch chronisch erfolglosen Wissenschaftlern wie Tönnies und Simmel. Alle diese Verhaltensstandards hätten von Beginn an geholfen. Allein, der erste gewählte Präsident Ferdinand Tönnies zeigte sich als Versammlungsleiter überfordert und unterbrach den Vortrag des Freiburger Juristen Hermann Kantorowicz wegen angeblichen Verstoßes gegen das »Werturteilprinzip«, was zu tumultartigen und unschönen Szenen führte. Streit bestimmte also schon die ersten Gehversuche der DGS.

Auch Georg Simmel sollte nach kurzer Zeit die Gesellschaft wieder verlassen. Er, der immerhin 1900 mit der »Philosophie des Geldes« (Simmel 1989) und 1908 mit der großen »Soziologie« (Simmel 1992b) zwei Standardwerke des Faches vorgelegt hatte, fühlte sich seit geraumer Zeit auf dem Weg zurück in die Philosophie – hier einer breit angelegten Kultur-, Kunst- und Lebensphilosophie. Am 11. Oktober 1913 teilt er der DGS seinen Austritt mit:

»Im Laufe der Jahre haben sich nun meine Interessen und meine Arbeitsrichtung so völlig der reinen Philosophie zugewandt und sind mit einem Radikalismus, der mich selbst überrascht hat, der Soziologie entfremdet, daß mein Verbleiben an einer führenden Stelle der Gesellschaft eine innere Unehrllichkeit bedeutet.« (Simmel 2008: 209)

Schon im Sommer des gleichen Jahres hatte er seinem Kollegen Robert Michels anvertraut,

»daß ich schon seit Jahren jedes praktische Interesse an der Soziologie verloren habe. Sie ist mir immer nur »Nebenamt« gewesen, mein Herz hat stets der Philosophie gehört u. von den wenigen Jahren voller Leistungsfähigkeit, die mir günstigenfalls noch bleiben, brauche ich jeden Augenblick, um die philosophischen Dinge auszusprechen, die noch im Zustand der Latenz in mir sind u. von denen ich nun einmal die – vielleicht irrige – Meinung habe, daß sie einigen Menschen von Interesse sein könnten. Ich würde sicherlich in der Soziologie nichts *prinzipiell* Neues mehr vorzubringen haben – was ich in der Philosophie doch noch hoffe.« (ebd.: 201, Hervorhebung im Original)

Doch sollte man Simmels eigene Verlautbarungen über seine Pläne nicht gleich für bare Münze nehmen. Denn die Hinwendung zu einer Kultur-, Kunst- und Lebensphilosophie führte wiederum zu einer bemerkenswerten Umdeutung des Gegenstandsbereichs der Soziologie. Simmel, angeblich nur noch Philosoph und nicht mehr Soziologe, wurde nämlich rückfällig und nutzte 1917 das Angebot des Göschen-Verlages für die Anfertigung seiner kleinen Soziologie, die »Grundfragen der Soziologie« (Simmel 1999). Ganz seinem Paradigma und seinem Grundbegriff der »Wechselwirkung«

gemäß führte die Beschäftigung mit der Kultur-, Kunst- und Lebensphilosophie als Rückwirkung zu einem grundstürzend neuen Verständnis von Soziologie, was bis vor kurzem der Rezeption (vgl. Rammstedt 2011) verborgen geblieben ist. Auf den ersten Blick scheint es sich um eine fast beliebig zu nennende Zusammenstellung soziologischer Texte von Simmel zu handeln, denn was könnten die drei Kapitel über das individuelle und soziale Niveau, Geselligkeit und Individualismus wohl für einen kleinsten gemeinsamen Nenner haben außer einer weiteren soziologischen Publikation in der populären Göschen-Reihe? Zumal diese Themen Simmel ja bereits an anderer Stelle behandelt hatte? Das erste, programmatische Kapitel über »Das Gebiet der Soziologie« (Simmel 1999: 62 ff.) indes bereitet den Weg für eine fast komplette Neuausrichtung der Simmelschen Soziologie (Müller, Reitz 2018) vor.

Er eröffnet nun drei verschiedene, aber komplementär zu verstehende Weisen, Soziologie zu betreiben. Neben der nach wie vor bestehenden *formalen*, jetzt *rein* genannten Soziologie, die die Formen der Vergesellschaftung studiert, soll es darüber hinaus die *allgemeine* und die *philosophische* Soziologie geben. Das ist schon auf den ersten Blick eine unerwartete Ausdehnung des Gegenstandsbereichs der Soziologie. Wie genau soll das »Superadditum des disziplinären Reichtums« aussehen, um Simmels (1989: 274) Formel auf seine eigene Soziologie anzuwenden?

Die *allgemeine* Soziologie transzendiert den Gegensatz von Form und Inhalt, indem sie an »Sachgehalte«, das heißt an »den sachlichen Verhältnissen ihrer Inhalte anknüpft – Steigerung, Anknüpfung, Differenzierung, Kombination usw.« (Simmel 1999: 77). Ihr Fokus richtet sich auf den Zusammenhang zwischen »dem gesellschaftlichen Leben als begründender Kraft und umfassender Formel menschlichen Lebens«, »dem sachlichen Sinn seiner Inhalte« und »dem Wesen und der Produktivität der Individuen« (ebd.: 78). Das Studium dieser Trias von Gesellschaft, Sachen und Individuen setzt voraus, in die Fülle des historischen Materials und seiner je eigenen Gewordenheit einzutauchen, den Wandel und den Rhythmus, die Frage nach der Macht von Gruppen oder die Unterschiede zwischen dem individuellen und sozialen geistigen Niveau. Es geht also sozusagen makrosoziologisch um die »Leistungen des Subjekts Gesellschaft« (ebd.: 81) und die Frage: »Welche allgemeinen Züge treten an diesen Tatsachen hervor, wenn sie in diese Blickrichtung eingestellt sind?« (ebd.: 82). Simmel verdeutlicht das an dem Verhältnis von Individuum und Masse, individuellem und sozialen Niveau, weil er hier »die soziologische Tragik schlecht-

hin« erblickt und in die Wertformel zur Bildung des sozialen Niveaus kleidet: »Was allen gemeinsam ist, kann nur der Besitz des am wenigsten Besitzenden sein.« (ebd.: 99) Und diese Wertformel zwischen individuellem und sozialem Niveau hat wichtige Konsequenzen für die Eigenart und die Eigenschaften des gesellschaftlichen Lebens.

Die *reine* Soziologie richtet ihr Augenmerk auf die »gesellschaftliche Formung solcher Inhalte«, so »wie die geometrische Abstraktion die bloßen Raumformen der Körper erforscht« (ebd.: 82). Als Paradigma für eine reine Form diskutiert Simmel die *Geselligkeit* als die »Spielform der Vergesellschaftung«, in der die Personen und ihre »persönlichen Eigenschaften der Liebenswürdigkeit, Bildung, Herzlichkeit, Anziehungskräfte jeder Art [...] über den Charakter des Beisammenseins« entscheiden. Bestimmt wird diese Form durch das *Taktgefühl*, »weil dies die Selbstregulierung des Individuums in seinem persönlichen Verhältnis zu andern leitet« (ebd.: 108).

Die *philosophische* Soziologie dagegen erinnert daran, dass jede Wissenschaft eine obere und untere Grenze hat: zum einen die *Erkenntnistheorie*, die die Bedingungen der Möglichkeit der Generierung und Gültigkeit von Wissen eruiert, zum anderen die *Metaphysik*, welche die Einzelergebnisse der Erfahrungswissenschaft bündelt und die gefundenen Tatsachen mit Sinn und Bedeutung ausstattet. Eine solche »metaphysische Soziologie« versucht, »durch Hypothese und Spekulation den unvermeidlich fragmentarischen Charakter dieser wie jener Empirie zu einem geschlossenen Gesamtbilde zu ergänzen« (ebd.: 85). Simmel ist sich im Klaren darüber, dass solche synthetisierenden Versuche einer Kultur-, Gesellschafts- und Zeitdiagnose in systematischer Absicht kaum je den Grad von Objektivität für sich reklamieren können wie allgemeine und formale Soziologie. Was ihr wegen ihres notgedrungen spekulativen Charakters in dem Bestreben, die empirisch gewonnenen Fragmente zu einer Totalität zusammenzuschmieden, an Validität und Reliabilität abgehen mag, gewinnt sie indes in Leistungen von Orientierung, Sinn und Bedeutung des gesellschaftlichen Geschehens. Insofern wird für Simmel die »metaphysische Soziologie« zum Remedium für die Zerrissenheit der Moderne, bei seinen ständigen Versuchen, die Einheit der Gegensätze zu (um-)fassen, Paradoxien und Ambivalenzen aufzuspüren und das »Dritte« zu suchen. Simmel macht das am Beispiel einer systematischen Geschichte des Individualismus und der verzwiefelten Suche nach einer gehaltvollen Individualität deutlich, die auch zumindest in Ansätzen die Aussichten auf ein »Drittes« jenseits von Sozialismus und Individualismus, Gleichheit und Freiheit ausleuchtet.

Am Ende seines Lebens nimmt Georg Simmel eine ungeheure Öffnung der Fachdisziplin Soziologie vor. Er macht sie anschlussfähig zum einen in Richtung einer historischen Sozialwissenschaft in makrosoziologischer Absicht, die seine mikrosoziologische Ausrichtung wie die alte scharfe Trennung von Form und Inhalt transzendieren. Zum anderen öffnet er sie in Richtung der Philosophie und zwar in der Doppelung von Erkenntnistheorie und Methodologie wie auch einer Sozialphilosophie, die in zeitdiagnostischer Absicht Sinn- und Deutungsangebote für die von ihr analysierte Gesellschaft anbietet. Sicher: Simmel steht deutlich vor Augen, dass Zeitdiagnosen stets Soziologie mit beschränkter Haftung sind (Müller 2017: 29). Auch eine noch so vollkommene wissenschaftliche Durchdringung der sozialen Wirklichkeit lässt das Risiko der Deutung bestehen. Deutung heißt stets, das analytisch und empirisch gewonnene Wissen zu synthetisieren und die Erkenntnisse interpretativ zu verdichten. In dieser interpretativen Verdichtung, der Arbeit der Zuspitzung, liegt ein untüglbarer Rest von Spekulation, eben von Metaphysik, die eine noch so gründliche Durchforschung der Welt nicht zu beseitigen vermag. Zwar kann die »Metaphysizität« der Zeitdiagnose durch Verwissenschaftlichung gebändigt werden, wie die Rede von der *Evidenzbasierung* anzeigt. Evidenzbasierung meint dann eine empirisch gesättigte Zeitdiagnose. Aber Simmel als Anhänger des *Relativismus* und des *Perspektivismus* weiß natürlich, dass jede Wissenschaft, jede Theorie, jede Problemstellung schon ihr *Apriori*, wie er das nennt, in ihre Untersuchung mit hineinträgt. Gleichwohl: Es nützt nichts und eine metaphysische Soziologie im Simmelschen Sinne wird notwendig, wenn man noch den Wald vor lauter Bäumen sehen will. Denn je differenzierter und komplexer die moderne Gesellschaft, desto differenzierter und komplexer wird auch die Soziologie. Als Wissenschaft von der Gesellschaft erzeugt sie indes eine solche Fülle von empirischen Erkenntnissen, dass man die Einheit in der Vielfalt nicht mehr fassen kann. Die Einheit in Gestalt eher sozialphilosophisch angelegter Zeitdiagnosen, so Simmel, diese Komprimationsarbeit in interpretativer Absicht, bleibt notwendig, um die Zeichen der Zeit zu verstehen und der Gesellschaft Orientierungswissen anbieten zu können.

Was demonstriert dieser kursorische Rückblick und Exkurs in die Anfänge der deutschen Soziologie und der »Deutschen Gesellschaft für Soziologie«? Und was lehrt er uns für unsere heutigen Probleme mit diesem unmöglichen, aber gerade deshalb so aufregenden Fach? Zunächst einmal, dass alle Protagonisten der ersten Stunde dem Fach eine unverkennbare Wissenschaftsgestalt geben wollten, um so die Einheit der Soziologie als ernst-

zunehmende Disziplin zu gewährleisten. Das uneingestandene Vorbild waren die Naturwissenschaften und in der Folgezeit nach dem ersten Werturteilsstreit die Ökonomie mit ihrem neoklassischen Paradigma und die professionelle Psychologie, die sich immer mehr als Naturwissenschaft selbst (miss)verstand. Wie das jedoch genau geschehen sollte, war von Anfang an heftig umstritten. Max Weber und Georg Simmel waren sich zumindest in zwei Grundfragen und einer Ablehnung einig: in der Werturteilsfreiheit und dem methodologischen Individualismus sowie der Zurückweisung jeglicher -ismen, vor allem Positivismus und Empirismus. Die Soziologie durfte auf keinen Fall Seins- mit Sollensvorstellungen vermischen, wenn sie ihren Objektivitätsstatus als Wirklichkeitswissenschaft nicht aufs Spiel setzen wollte. Zudem hatte sie als mikrosoziologischen Ausgangspunkt den einzelnen Akteur und seine Handlungen (Weber) bzw. seine Interaktionen (Simmel) zu nehmen und von dort aus meso- und makrosoziologische Zusammenhänge zu erforschen. Mit dieser Art von methodologischem Individualismus ging die vehemente Ablehnung jeglicher Spielarten des methodologischen Holismus einher, sei es der einheimische Marxismus, sei es der französische Kollektivismus von Émile Durkheim. Weber entwickelte auf dieser epistemologischen Basis eine verstehende Soziologie, die mit einer Handlungs-, Ordnungs- und Kulturtheorie (Schluchter 2005) historisch-empirische Studien der okzidentalen Moderne verfolgte. Simmel entwarf eine relationale Soziologie, die mit den Formen und Wechselwirkungen Struktur und Dynamik von Vergesellschaftungsprozessen untersuchte. Sein Forschungsprogramm lief auf eine Strukturphänomenologie der modernen Gesellschaft und Kultur (Müller, Reitz 2018) hinaus.

Der gemeinsame Feind waren für die beiden Kantianer sämtliche Spielarten des englischen und französischen Positivismus und Empirismus mit der Vorstellung, man könne die Gesellschaft durch empirische Forschung eins zu eins abbilden und somit die soziale Wirklichkeit direkt »messen«. Diese epistemologisch naive Vorstellung wiesen beide Soziologen stets zurück, Simmel bereits in seinen frühen Schriften der »Einleitung in die Moralkissenschaft« (Simmel 1989/1991) und in den »Problemen der Geschichtsphilosophie« (Simmel 1997), Weber (1973) dann in seinen »Gesammelten Aufsätzen zur Wissenschaftslehre«. Diese epistemologisch kantianisch inspirierte Grundhaltung ging nun keineswegs mit einer Ablehnung der empirischen Sozialforschung einher. Ganz im Gegenteil: Webers eigene empirische Arbeiten hatten ihm gezeigt, wie zentral eine wohl umgrenzte Problemstellung, scharf geschnittene Begriffe und eine saubere em-

pirische Analyse sind, wenn man die soziale Wirklichkeit durchdringen will. Ohne ein solches Theorie- und Methodendesign würde man die »Daten« nicht »zum Sprechen« bringen. Zudem war die empirische Erfassung des infrage stehenden Wirklichkeitsausschnitts stets nur Vorarbeit, um zum »erklärenden Verstehen« bzw. »verstehenden Erklären« vorzudringen. Dazu brauchte es Theorie- und Begriffsbildung und die kritische Reflexion auf die eigenen, vorläufigen Untersuchungsergebnisse. Insofern waren sich beide stets des Relativismus wie des Perspektivismus ihrer Forschungsarbeiten gewiss, die durch neue Studien kritisiert und überholt werden wollten.

Und heute – Ausblick auf die Soziologie im 21. Jahrhundert

Vergleicht man die Anfangssituation vor über hundert Jahren mit der heutigen Situation, so ist natürlich alles viel besser geworden. Die Professionalisierung der Soziologie ist weit vorangeschritten. Zu der »Multiparadigmatase« (Luhmann), also dem analytischen Pluralismus von Theorien und Ansätzen, gesellt sich eine raffinierte Methodenlandschaft quantitativer und qualitativer Art. Die enorme Vielfalt von Bindestrichsoziologien leuchtet fast alle Facetten zeitgenössischer Gesellschaften aus und erzeugt so ein enorm reichhaltiges, fast unüberschaubar gewordenes Wissen. Die Soziologie, nicht nur in Deutschland, sondern in allen wohlhabenden Gesellschaften des Westens wie in einer Reihe von Ländern des »Südens« hat sich zu einem ungeheuren Kosmos entwickelt. Die Soziologie ist der akademische Hüter der Gesellschaft. Insofern ist man dem »Endziel«, »das eigenartige Gebilde, das wir Gesellschaft nennen, in seinem Wesen, seinen Formen, seinen Entwicklungen, zu erkennen« (Simmel 2005: 673) ein gehöriges Stück nähergekommen. Die »Vermessung der Welt« (Kehlmann 2005), mithin also »die quantitative Auswitterung des Sozialen« (Kant 1983) schreitet unaufhaltsam voran und die Soziologie ist mittendrin dabei. Das Fach sprudelt nur so vor Betriebsamkeit, das Antragswesen für Forschungsprojekte ist in jüngerer Zeit explodiert, noch nie hat es so viele Soziologen und Soziologinnen gegeben, die alle unablässig die Gesellschaft erforschen wollen, die Datenberge türmen sich immer weiter auf. Also ist doch alles gut: bunte Vielfalt, reiche Fülle und Erkenntnisproduktion auf breitester möglicher Grundlage.

Woher rührt dann das Unbehagen an der Situation des Faches, die so weit geführt hat, dass sich eine »Akademie der Soziologie« von der DGS ablösen musste, die alles noch besser, weil professioneller zu machen verspricht? Liest man deren Gründungsaufwurf, so stehen darin viele wissenschaftliche Selbstverständlichkeiten, die auch die DGS und ihr Mitgliederkreis ohne weiteres unterschreiben könnten. Der Traum von der Einheit der Wissenschaft wird durch ein »empirisch-analytisches« Paradigma einzulösen versprochen. Neu ist die ungewöhnliche Begriffsstellung und ihre Reihenfolge, aber alle Soziologie sollte analytisch verfahren und wird in letzter Instanz auch empirisch sein. Freilich muss das nicht immer mit quantitativer empirischer Sozialforschung einhergehen, weil die Wahl der Methoden eigentlich von den Problemen und ihrer Bearbeitung ausgehen sollte und nicht umgekehrt. Auf jeden Fall ist die gemeinsame Schnittmenge zwischen der DGS und der Akademie für Soziologie größer als das angestrebte Alleinstellungsmerkmal dieser neuen und interessanten Vereinigung.

Es könnte jedoch sein, wie manche kritische Stimmen zur Bifurkation der Zunft meinen, dass wir nur der ganz gewöhnlichen »Konkurrenz in dem Gebiete des Geistigen« beiwohnen, wie sie Karl Mannheim (1982) so unnachahmlich beschrieben hat. Denn: *Titel sucht Stelle*. Die deplorable Stellsituation im Zuge der ungebührlichen Ausweitung von Doktorandenzentren ohne Aufstockung des universitären Stellenregels und ohne geeignete Formen der Remuneration von Post-DoktandInnen wäre verantwortlich für den Versuch, einer bestimmten Richtung innerhalb der Soziologie, die schon heute recht gut vernetzt ist und diese Vernetzung vor allem mit geldgebenden und forschungsfördernden Institutionen noch zu steigern verspricht, die wesentliche Ursache für die »Ausgründung«. Die angebliche Unzufriedenheit mit der DGS ist zudem nur ein willkommener Vorwand, eine Kadenschmiede für den kommenden eigenen wissenschaftlichen Nachwuchs zu schaffen, um dessen akademische Karrierechancen im Wissenschaftsbetrieb zu verbessern. »Honi soit qui mal y pense!«

Freilich: Solche »Kämpfe um Vorherrschaft« unter dem Rubrum der »Professionalität« gehören zum Alltag im wissenschaftlichen Feld, in dem es eben nicht nur um Wissenschaft und Wahrheit, sondern stets auch um Macht, Ressourcen und Einfluss geht. Die Zukunft wird zeigen, ob die gegenwärtige Aufregung nicht nur ein »Sturm im Wasserglas« ist und die Normalisierung zwischen DGS und der »Akademie« darin bestehen könnte, militärisch ausgedrückt, getrennt zu marschieren, aber vereint zu schlagen – zum Wohle des gesamten Faches. Gleichgültig allerdings, wie viele For-

schungsorganisationen in Zukunft noch ins Leben gerufen werden: Die DGS ist und bleibt die Standesorganisation aller Soziologinnen und Soziologen.

Und dennoch gibt es wohl im Zuge der immer weiteren Ausdifferenzierung und Spezialisierung des Faches einen unterschwelligen *trade-off* zwischen einer so recht eng verstandenen professionellen Soziologie und einer intellektuellen Soziologie, die das notwendige philosophische und historische Vorwissen nutzt, um noch die großen Fragen von Mensch und Gesellschaft anzuschneiden. Schließlich war es Karl Marx, der als *spiritus vector* der Soziologie die drei »G« als Programmatik in den Schoß gelegt hat, an denen sich bis heute die Disziplin (meist vergeblich) abarbeitet: Gesellschaftstheorie, Gesellschaftsanalyse und Gesellschaftskritik. Klar, Theorie, Analyse und Kritik gehören mittlerweile zu dem Standardinstrumentarium soziologischen Arbeitens, aber natürlich in ganz unterschiedlicher Mischung und Akzentuierung. Max Weber und Georg Simmel gehörten jedenfalls zu beiden Richtungen, weil sie Professionalität und Intellektualität kongenial zu verknüpfen und großartige Porträts der modernen Gesellschaft zu zeichnen vermochten, sei es die »Rationalisierung der Welt« (Weber) oder die »Kultur der Urbanität« (Simmel).

Vielleicht hilft ja in Zukunft die Förderung eines »Dritten«, wie es Georg Simmel, dessen Todestag sich am 28. September 2018 zum hundertsten Mal jährt, stets gefordert hat. Das »Dritte« könnte das sein, was der kürzlich verstorbene Neil J. Smelser als »Usable Social Science« (Smelser, Reed 2012) bezeichnet hat. Gegenwärtig scheint der Trend darin zu bestehen, Soziologie immer weiter in Richtung empirischer Sozialforschung zu treiben, um Drittmittel zu generieren, unter anderem auch um DoktorandInnen und Post-DoktorandInnen zu versorgen, denen mit einer Stelle an einer Universität oder einem Forschungsinstitut sehr viel mehr gedient wäre, und die klammen, nicht ausfinanzierten Universitäten »aufzupäppeln«. Dieser Trend fördert die kleinteilige, immer weiter spezialisierte und häufig genug auch redundante Forschung, die weder die Gesellschaft und noch das Fach im Allgemeinen interessiert, sondern nur das kleine Forschungsnetzwerk, das sich auf diese Weise im akademischen Betrieb hält. Der Relevanzverlust durch diese Form der Überspezialisierung ist erheblich. So fördert die Soziologie durch diesen aus der Not geborenen Trend die allgemeine Misere unseres heutigen Medienbetriebs, die man auf die Formel bringen kann: *Überinformiert und unterorientiert*, wie das der Schweizer Soziologe Peter Atteslander einmal genannt hat.

Um dem entgegenzutreten, wird es eine wichtige Zukunftsaufgabe sein, in professioneller wie intellektuell geschickter Weise sich des vorhandenen soziologischen Wissens periodisch immer wieder zu vergewissern und diese Bestandsaufnahmen in synthetischer Absicht auch einem weitergefassten gesellschaftlichen Publikum bereitzustellen. Zum Teil geschieht das schon in Gestalt von Handbüchern, die den *state of the art* zu einem Phänomen dokumentieren. Aber es wäre auch zu denken an Monographien, die das vorhandene Wissen in einem bestimmten Bereich präsentieren und systematische Anregungen zu weiterer Forschung unterbreiten. Das sind ebenso – intellektuell wie professionell – herausfordernde Tätigkeiten, die aber auch finanzbasierter Forschungsförderung durch die einschlägigen Institutionen zugänglich sein sollten. In den Geisteswissenschaften passiert das gegenwärtig eher als in den Sozialwissenschaften.

Würde das geändert, könnte es die Soziologie nicht nur meinungs- und datenstark, sondern auch wissenschafts- und damit relevanzstärker machen, wenn es um die großen Existenz- und Zukunftsfragen im 21. Jahrhundert geht: die Herausforderungen durch die Demographie, den Klimawandel, die Ungleichheit, die Migration, die Digitalisierung und die Auseinandersetzung zwischen Demokratien und Autokratien, aber auch die Aussichten für Krieg und Frieden im 21. Jahrhundert. Vor allem wären kreative Ideen und Theorien gefordert, die den Zusammenhang zwischen diesen Herausforderungen analytisch raffiniert zeigen könnten. Eine solche intellektuelle Gewichtsverschiebung könnte das unmögliche Fach in der Zukunft vielleicht noch viel aufregender machen, als es jetzt schon ist.

Aus meiner Sicht steht fest: Gerade weil die Soziologie im Zuge der Ausdifferenzierung und Spezialisierung den von ihr untersuchten Gesellschaften eine immer bessere Datengrundlage und -analyse auf sachlicher und solider Basis zu liefern mag, ist sie wie keine zweite Wissenschaft im Verein mit den anderen Disziplinen in der Lage, auch *Orientierungswissen* für die Gesellschaft in einer politisch gefährlich aufgeheizten Welt bereitzustellen. Die kongeniale Mischung von professionellem, intellektuellem und synthetischem Wissen gemäß dem Simmelschen »Dritten« vermag auch die Krise der Medien ein Stück weit zu dämpfen. Denn, um die Eingangsthese mit Nachdruck zu wiederholen: Die Einheit gibt es nur in und mit einer solchen Vielfalt. Diversität ist nicht nur ein ethischer Wert für multikulturelle Gesellschaften, die ebenfalls um ihre Einheit ringen, sondern gilt auch für den Pluralismus moderner, komplexer Wissenschaftsdisziplinen.

Literatur

- Bourdieu, P. 2009: Soziologie ist ein Kampfsport – Pierre Bourdieu im Porträt. DVD mit einem Kommentar von J. Schrenk. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Grunow, D. 2018: Ein Plädoyer für die Vielfalt theoriegeleiteter, systematischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Forschung. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 284–291.
- Kant, I. 1983 [1781]: Kritik der reinen Vernunft. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Kehlmann, D. 2005: Die Vermessung der Welt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Lepsius, M.R. 2016: Max Weber und die Gründung der deutschen Gesellschaft für Soziologie. In M.R. Lepsius, Max Weber und seine Kreise. Tübingen: Mohr-Siebeck, 79–96.
- Mannheim, K. 1982: Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen. In V. Meja, N. Stehr (Hg.), *Der Streit um die Wissenssoziologie*, Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 325–370.
- Mau, S., Villa, P.-I. 2018: Von angeblich alternativlosen und alternativen Fakten. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 273–283.
- Müller, H.-P. 2007: Max Weber. Eine Einführung in sein Werk. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, UTB.
- Müller, H.-P. 2017: Krise und Kritik. Klassische soziologische Zeitdiagnosen. Hagen: Lehrbrief Fernuniversität Hagen.
- Müller, H.-P., Reitz, T. (Hg.) 2018: *Simmel-Handbuch. Begriffe, Hauptwerke, Aktualität*. Berlin: Suhrkamp.
- Nassehi, A. 2018: Über Beziehungen, Elefanten und Dritte. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 292–301.
- Rammstedt, O. 2011: Der Weg zu Simmels »kleiner Soziologie«. In H. Tyrell, O. Rammstedt, I. Meyer (Hg.), *Georg Simmels große Soziologie. Eine kritische Sichtung nach hundert Jahren*. Bielefeld: transcript, 347–366.
- Schluchter, W. 2005: *Handlung, Ordnung und Kultur. Studien zu einem Forschungsprogramm im Anschluss an Max Weber*. Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Simmel, G. 1989/1991 [1892/1893]: Einleitung in die Moralwissenschaft. Georg Simmel Gesamtausgabe Bände 3 und 4, hgg. von K.C. Köhnke. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, G. 1989 [1900]: Philosophie des Geldes. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 6, hgg. von D.P. Frisby, K.C. Köhnke, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, G. 1992a [1894]: Das Problem der Sociologie. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 5, hgg. von H.-J. Dahme, D.P. Frisby. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 52–61.
- Simmel, G. 1992b [1908]: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 11, hgg. von O. Rammstedt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Simmel, G. 1997 [1905/1907]: Kant. Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 9, hgg. von G. Oakes, K. Röttgers. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, G. 1999 [1917]: Grundfragen der Soziologie. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 16, hgg. von G. Fitzi, O. Rammstedt. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 59–150.
- Simmel, G. 2005: Briefe 1880–1911. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 22, hgg. von K.C. Köhnke. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, G. 2008: Briefe 1912–1918, Jugendbriefe. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 23, hgg. von O. Rammstedt, A. Rammstedt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Smelser, N.J., Reed J.S. 2012: Usable Social Science. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press.
- Weber, M. 1924: Rede auf dem deutschen Soziologentag in Frankfurt 1910, In M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. Tübingen: Mohr-Siebeck, 431–449.
- Weber, M. 1973: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 4. Auflage Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Weischenberg, S. 2012: Max Weber und die Entzauberung der Medienwelt. Wiesbaden: Springer VS.

Die Akademie für Soziologie und das Hornberger Schießen

Ludger Pries

Kürzlich kam mir die Frage, ob der Streit zwischen der DGS und der Akademie für Soziologie (as) nicht Parallelen zum Sommertheater zwischen den Unionsparteien CDU und CSU um eine gemeinsame Linie in der Flüchtlingspolitik hat. Mit viel Getöse wurde vom kleineren Unionspartner ein Streit inszeniert, der für beide Seiten letztlich mit einer loss-loss-Bilanz endete – und hauptsächlich dem »Original« rechtspopulistischer Flüchtlingsabwehrstrategien nützte, der AfD. Freilich zeigt der Vergleich schnell seine Grenzen. Die CSU ist eine traditionsreiche Partei, groß im kleinen Maßstab, klein im großen Maßstab. Die as ist neu und in vielerlei Hinsicht klein. Dass ihre Gründung dem Fach als Ganzem eher schadet als nützt, dürfte Einschätzung der großen Mehrheit derjenigen sein, die sich als Soziologinnen und Soziologen bezeichnen. Eine Parallele zwischen Unions-sommertheater und as-Gründung liegt vielleicht darin, dass der Kern der zugrundeliegenden Auseinandersetzung – ähnlich wie beim Riesen Tur Tur aus Michael Endes »Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer« – immer kleiner wird, je genauer man hinschaut.

Die »Grundsätze« der as formulieren ein innerhalb der multi-paradigmatischen Soziologie und ihrer DGS vertretenes spezifisches Wissenschaftsverständnis, welches als solches akzeptiert ist, aber weder ein kleinster gemeinsamer Nenner der Soziologie ist, noch deren kleinstes gemeinsames Vielfaches oder größter gemeinsamer Teiler. In den Grundsätzen heißt es: